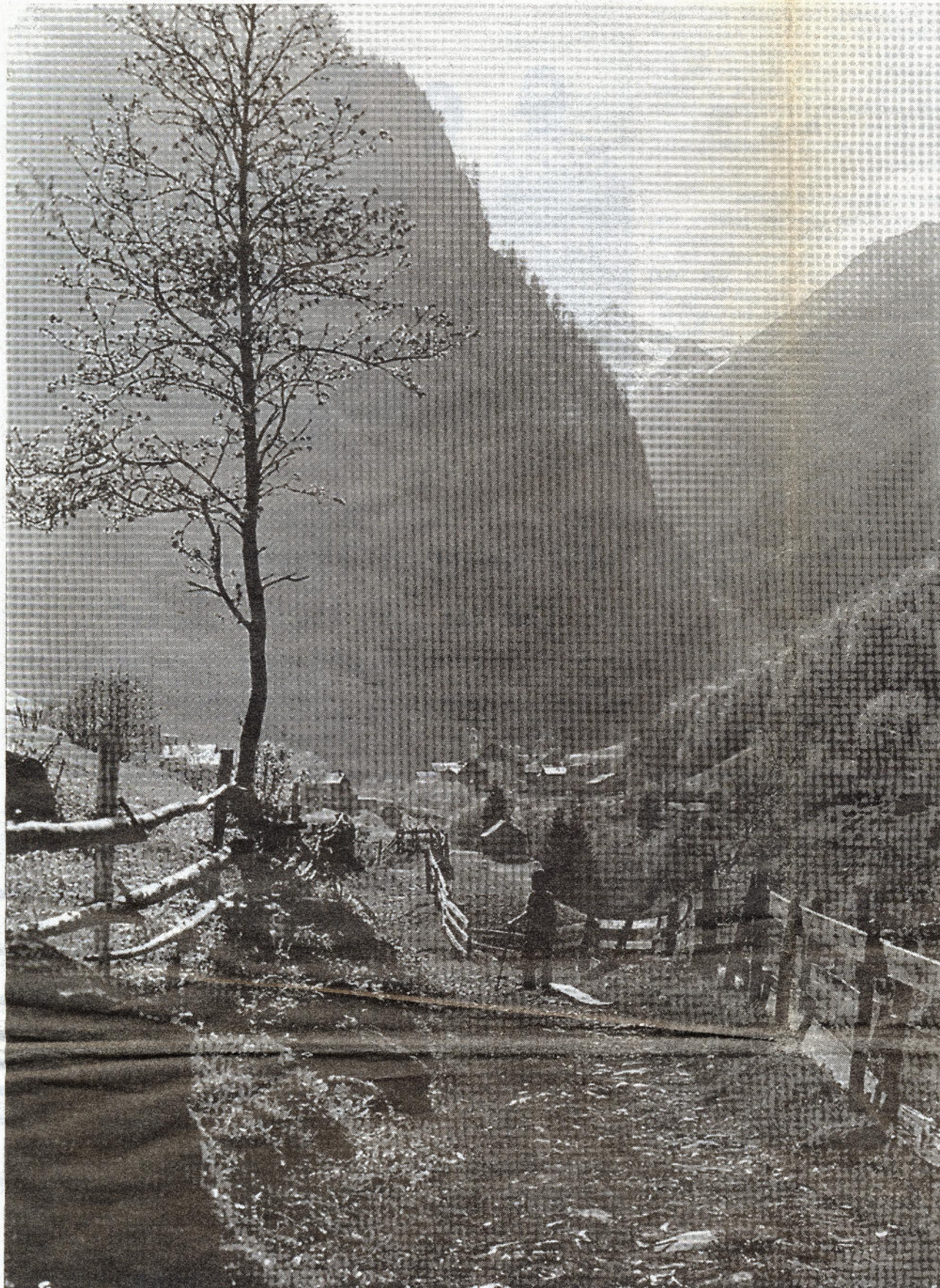


Vor 100 Jahren (I)

# Aus dem Leben eines Verdingbuben

**UW.** Im Urnerland herrschten nicht gerade rosige Zeiten, als Michael Aschwanden am 17. Juni 1882 das Licht der Welt erblickte. Als bemerkenswertestes Ereignis dieser Zeit ist zwar die nach zehnjähriger Bauzeit erfolgte Eröffnung der Gott-hardbahnlinie am 1. Juni 1882 zu erwähnen. In den Bergtälern abseits der Ver-kehrswegen hingegen lebten die Bewohner infolge der Überbevölkerung in Armut und wirtschaftlich und sozial prekären Verhältnissen. Deshalb waren viele schon in jungen Jahren gezwungen, abzuwandern, um bessere Verdienstmöglichkeiten zu suchen. Hedwig Kleiner-Aschwanden hat fürs «Urner Wochenblatt» die Ge-schichte ihres Vaters und dessen Familie aufgeschrieben.



Alte Landstrasse von Seedorf nach Isenthal, mit Blick gegen das Dörfli und Grosstal.

# 1 Aus dem Leben eines Verdingbuben

**UW. Im Urnerland herrschten nicht gerade rosige Zeiten, als Michael Aschwanden am 17. Juni 1882 das Licht der Welt erblickte. Als bemerkenswertestes Ereignis dieser Zeit ist zwar die nach zehnjähriger Bauzeit erfolgte Eröffnung der Gotthardbahnlinie am 1. Juni 1882 zu erwähnen. In den Bergtälern abseits der Verkehrswege hingegen lebten die Bewohner infolge der Überbevölkerung in Armut und wirtschaftlich und sozial prekären Verhältnissen. Deshalb waren viele schon in jungen Jahren gezwungen, abzuwandern, um bessere Verdienstmöglichkeiten zu suchen. Hedwig Kleiner-Aschwanden hat fürs «Urner Wochenblatt» die Geschichte ihres Vaters und dessen Familie aufgeschrieben.**

Michis Vater Hanssepp entstammte einer armen Isenthaler Bergbauernfamilie mit 15 Kindern und hatte das Tal im Alter von 18 Jahren verlassen. Er erlernte das Zimmermannshandwerk und gelangte als Wanderbursche bis nach Wien. In dieser Zeit spezialisierte er sich auf den Bau von Holztreppen und wandte seine Kenntnisse nach der Rückkehr in die engere Heimat an verschiedenen Orten an. Seine Tätigkeit trug ihm in der Folge den Zunamen «Träppi» ein. In Seedorf, wo er sich niederliess, ging der 44-Jährige mit der jungen Weberin Maria Anna Echser (Exer) die Ehe ein. Sie schenkte vier Buben das Leben, von denen der zweite nur einen Monat alt wurde. 1885, ein Jahr nach der Geburt des Jüngsten, wurde der Familie auch die erst 35-jährige Mutter durch den Tod entrisen. Der Vater zählte nun schon 51 Jahre, arbeitete da und dort auswärts und war ohnehin ein etwas «loser Vogel», der sich nicht um die Söhnchen kümmern konnte oder wollte. Die Heimatgemeinde musste deshalb nach damaligem Recht für die drei Halbweisen sorgen.

## «Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Kinder»

Toneli, der Kleinste, konnte bei Verwandten mütterlicherseits bleiben, bis er im 1887 neu gegründeten Kinderheim in Altdorf, der «Erziehungsanstalt für arme und verwahrloste Kinder», Aufnahme fand. Dort erhielt er eine gute Ausbildung und später die Möglichkeit, den Beruf eines Zahntechnikers zu erlernen. Franzli, der Sechsjährige, und der drei Jahre jüngere Micheli kamen an Pflegeplätze nach Isenthal. Der dortige Waisenvogt, dem von Amtes wegen die Sorge für Witwen und Waisen übertragen war, nahm sich persönlich der Aufgabe an, die beiden Buben im Dorf unten am See abzuholen und ins Bergtal zu begleiten.

## Frühe Erinnerungen

Eines schönen Tages erschien also der Isenthaler Waisenvogt, Josef Zurfluh, im bescheidenen Häuschen im Seedorfer Unterdorf, und es galt, sich von den Verwandten der Mutter zu verabschieden. Die «Träppi»-Buben fassten bald

Zutrauen zum unbekanntem, aber vertrauenerweckenden Mann. Dieser packte Micheli, zusammen mit den wenigen Habseligkeiten, kurzerhand in einen Tragkorb, während der grössere Franzli an seiner Hand zu marschieren hatte. So war es dem Kleinen vergönnt, die erste Reise seines Lebens von aussichtsreicher Warte aus zu geniessen, gewiss kein schlechtes Omen! Zuerst ging es dem See entlang, dann wand sich der Weg aufwärts über die steinige Grobgand bis auf die Höhe des «Chäppäli» und führte anschliessend durch Wald und Wiesland gemächlich dem Dörfli zu. Schon von Weitem grüsste der heimelige Zwiebelturm der Kirche, und nach etwa zwei-stündigem Marsch war Franzli am Ziel. Er wurde dort von «Gertäli», einer Schwester des Vaters, in Empfang genommen. Diese wohnte in einem kleinen Häuschen, war von Beruf Schneiderin und verdiente den Lebensunterhalt vor allem als Heimarbeiterin mit Seidenweben.

Für Micheli ging die bequeme Wanderung noch weiter, bis zuhinterst ins Grosstal, denn der gütige und verständige Waisenvogt Josef Zurfluh war mit seiner Frau übereingekommen, den mutterlosen Buben vorerst in der eigenen grossen Familie in der «Riedmatt» aufzunehmen, die von 1874 bis 1890 auf zehn Kinder anwuchs. Dort durfte der Pflegebub bleiben, bis die Schulpflicht begann, also etwa vier Jahre lang. Zeit-lebens erinnerte er sich dankbar daran,

dass er von der Hausmutter fast besser behandelt worden sei als deren eigene Kinder. Auch diese waren dem neuen Hausgenossen zugetan, und besonders das älteste der Mädchen kümmerte sich liebevoll um ihn, nahm ihn überallhin mit und trug ihn wenn nötig sogar auf dem Rücken, bis er selber marschtüchtig war. So wuchs er zu einem zufriedenen, flinken und kecken Schüler heran.

### Erste Schuljahre

Als die Schulzeit herannahte, hiess es Abschied nehmen von der freundlichen Pflegefamilie. 1889 kam Micheli anstelle seines Bruders, der nun in der «Fernen» als Geissbub schon fremdes Brot essen musste, zu Tante «Gertäli», deren richtiger Name ihm aber unbekannt blieb. Erst bei späteren Nachforschungen konnte man erfahren, dass sie Maria Anna Zwyszig-Aschwanden hiess und eine lustige Frau gewesen sei, die gerne an die Fasnacht ging. Ihre zwei Söhne waren in jungen Jahren nach Deutschland ausgewandert. Sie war nicht mehr die Jüngste, arbeitete aber fleissig am Webstuhl. Auch der neue Kostgänger musste sich nützlich machen und ihr beim Spulen der Seide an die Hand gehen. Stellte er sich ungeschickt an, gab es etwa einen Haarrupf. Vom Pflergrat (Armenpflege) erhielt sie, wie für jüngere Verdingkinder üblich, einen Zustupf an seinen Unterhalt. In der Pflegerechnung von 1886 findet sich der beträchtliche Posten von 340 Franken «für J. J. Aschwanden, Träppis, drei Kinder, Kostgeld und Kleider».

### Die Schulzeit in Isenthal

Der Erstklässler hatte einen ausgesprochen kurzen Schulweg, lag doch der alte Pfarrhof, wo die unteren Klassen von Menzinger Klosterfrauen geführt wurden, recht nahe. Er ging gerne zur Schule und hatte keine Mühe im Unterricht. Nach der morgendlichen Schulmesse drängten sich die Unterschüler in die niedrige Schulstube. Die Lehrschwester bemühte sich, ihren Schützlingen die Grundbegriffe im Rechnen, Lesen und Schreiben beizubringen, doch ging vieles während der schulfreien Sommermonate wieder vergessen. Für die Kinder der 1. und 2. Klasse waren allerdings im Vorsommer zehn zusätzliche Schulwochen vorgesehen, was aber nicht strikte eingehalten werden konnte. Manche Eltern sahen ihre Kinder lieber bei der Arbeit zu Hause als in der Schule.

Hier im Dörfli verstand sich Michi bald recht gut mit den im dritten Grade verwandten «Marilis», die im Gummenhaus neben Pfarrhof und Kirche wohnten und den Spitznamen «Chiilemyys» (Kirchenmäuse) trugen. Die jüngeren gingen auch noch zur Schule, während die ältesten schon um die 20 waren und als Sigristen amtierten, Andreas im Jahre 1890, Josef von 1891 bis 1899. Diesem Umstand ist es wohl auch zuzuschreiben, dass «Träppi-Michi» etwa in der 3./4. Klasse zum Ministrantendienst herangezogen wurde.

### Jeder hatte seinen Zunamen

An Freunden fehlte es dem aufgeweckten Bürschchen nicht. Oft erzählte er später noch von «Sack-Hans» (Hans Imholz), «Brunneli-Toni» (Toni Zwyszig), «Schloffen-Michel» (Michael Jauch) oder «Peterli-Michel» (Michael Arnold). Jeder besass zur genaueren Unterscheidung von Familie und Herkunft einen Zunamen, und meistens kannte man den Geschlechtsnamen kaum. Natürlich kamen den Buben in der karg bemessenen Freizeit auch allerlei Streiche in den Sinn. Zwei davon waren unvergesslich und wurden noch oft und gerne zum Besten gegeben.

### Bubenstreiche

«Gertäli» hatte alljährlich an Martini (11. November) eine Schuld zu verzinsen, die auf ihrem bescheidenen Häuschen lastete. Der Gläubiger war ein angesehenener, wohlhabender Bürger im vorderen Grosstal. Als Micheli alt und zuverlässig genug war, schickte ihn die Tante mit dem genau abgezählten Zins zu ihm. In Begleitung eines Freundes führte er stolz den Auftrag aus. Der Mann zeigte sich wenig beeindruckt, zählte aber sorgfältig das Geld nach, rechnete und bemängelte dann, dass eigentlich noch ein halber Rappen fehle, den er ihnen nun aber schenken wolle. Die Buben, die eher eine Anerkennung oder sogar ein kleines Trinkgeld erwartet hatten, zogen enttäuscht von dannen. Auf dem Heimweg heckten sie einen Plan aus und trieben im Dörfli, nicht faul, einen Röppler auf. Der Vater des Freundes, der das nötige Werkzeug besass, sägte denselben auf Wunsch der Knaben in der Mitte entzwei. Auch er hatte Spass daran, dem knauserigen Talgenossen ein Schnippchen zu schlagen. Dieser erhielt postwendend den Rest des Zinses und soll nachher auf solche Rappenspaltereien verzichten haben. Er war aber gewiss nicht der einzige «Santynäspalter», wie ein urnerischer Ausdruck für Geizhals lautet.

### «Kundis» oder «Fecker»

In den abgelegenen Bergtälern gab es zu jener Zeit wenig Abwechslung und Unterhaltung. Wohl wussten die Buben immer allerlei anzufangen. Besonders interessant wurde es aber, wenn Bettler oder Landstreicher, sogenannte «Kundis» oder «Fecker», auftauchten, um etwas zu ergattern. Als dieses Bettelwesen in Uri zu einer richtigen Landplage geworden war, ernannte auch die Gemeinde Isenthal einen Dorf- oder Betteljäger, der von Amtes wegen das fremde Gesindel, dem man nichts Gutes zutraute, fortjagen oder notfalls sogar einsperren musste. Montur und Bewaffnung sollten diesen wenig begehrten Posten attraktiver machen.

Eines Tages erschien wieder so ein gefürchteter «Kundi» im Dorf, und die Kinder spionierten ihm nach. Als ruchbar wurde, der Dorfjäger sei im Anzug, gab der Landstreicher Fersengeld und flüchtete auf der alten Landstrasse talwärts, von der Dorfjugend bis zur Schwybogenbrücke begleitet. Bald tauchte keuchend der Gesetzeshüter auf und erkundigte sich bei den zurückkehrenden Kindern, welchen Weg der Entflohene genommen habe. Offensichtlich lag deren Sympathie aber beim Verfolgten, und sie versicherten allen Ernstes, dieser habe sich Richtung Bärchi aus dem Staube gemacht. Der Dorfjäger folgte eilig dieser falschen Spur, und der «Kundi» war gerettet. Ob die Geschichte noch ein Nachspiel hatte, ist nicht bekannt!



*Die Kapelle St. Jakob mit Käsgaden.*

*Fotos: Michael Aschwanden*

1



Im Grosstal, Käsgaden und «Schwändli».

Fotos: Michael Aschwanden

*Vor 100 Jahren. (II)*

## Das Los als Verdingbub

UW. Mit zehn Jahren, also etwa als Viertklässler, begann für Michael Aschwanden, «Träppi-Michi» genannt, wie drei Jahre früher für seinen älteren Bruder Franz, sozusagen der Ernst des Lebens. Statt der Gemeinde weiter zur Last zu fallen, mussten die Verdingbuben als Geiss- oder Schafhirten bei Bauern ihr Brot selber verdienen. Mit dem heutigen, zweiten Beitrag aus dem Leben von Michael Aschwanden wird die Geschichte einer armen Isenthaler Bergbauernfamilie, wie sie Hedwig Kleiner-Aschwanden für die Leserinnen und Leser des «Urner Wochenblattes» aufgezeichnet hat, fortgesetzt.

Michi hatte ein recht gutes Los gezogen, denn er kam für zwei Jahre in den «Oberen Stalden» zu einer Cousine seines Vaters, Aloisia Bissig-Aschwanden. Sie war Witwe und bewirtschaftete mit Sohn Hans und Tochter Maria zusammen den Hof. Diese Verwandten aus der Linie der «Portler» waren ihm nicht fremd, denn Hans hatte ihm bei der Firmung am 24. Juni 1890 schon Pate gestanden. Ob dem Buben wohl auch bekannt war, dass sein jetziger Aufenthaltsort vor Jahren schon seinem Urgrossvater, dem «Stalde-Toni» aus dem Stamm des Balz, gehört hatte?

Das Kleinvieh zu hüten war für den wendigen, geschickten Knaben eine ganz angenehme Pflicht. Er schulte dabei seinen Sinn für die Natur, übte seine Kräfte und wurde mutig, ausdauernd und selbstständig, aber auch genügsam und zufrieden. Natürlich ging nicht immer alles wie am Schnürchen. Besonders das Hüten der Schafe war keine einfache Sache, denn sie sind ausgesprochene Herdentiere, die dem Leittier blindlings folgen. So geschah es einmal, dass die Schafe erschrecken und alle nacheinander über eine hohe Fluh hinaussprangen. Die gleiche Fluh, «Baberger-Schooss» genannt, wurde beinahe auch dem Hüterbuben zum Verhängnis. Beim Ziegenhüten entdeckte Michi einst in der Felswand die vermeintlich schönsten Edelweiss. Die musste er haben! Flink kletterte er hinauf, pflückte die begehrten Blumen und – er konnte nicht mehr zurück. Es blieb ihm kein anderer Ausweg, als bis oben auf die Alp zu klettern und über einen grossen Umweg heimzukehren. Die Verspätung entschuldigte er damit, er habe eine verirrte Ziege suchen müssen. Die Edelweiss hatte er wohlweislich versteckt. Doch die Sache kam aus, da Nachbarn seine waghalsige Klettertour beobachtet hatten, und die verdiente Strafe blieb nicht aus.



### Heilpflanzen der Altdorfer Kapuzinerinnen

Der eher kleingewachsene Knabe war überall wohlgelitten. Auf dem Schulweg kam er in vermehrten Kontakt mit der Grosstaljugend. Dazu gehörten die schon beinahe erwachsenen «Theoduler»-Cousins von der «Vorderen Bodmi» wie auch deren jüngere Stiefgeschwister, die etwa gleich alt waren wie er. Diese, nach ihrer Mutter Ursula «Urschelis» genannten Aschwanden, stammten von Seelisberg. Bis ins hohe Alter verkehrte Michael freundschaftlich mit Angehörigen beider Linien.

Glücklicherweise hatte «Träppi-Michi» eine gute Konstitution und war selten krank. Doch einmal litt er ernsthaft unter Magenbeschwerden, wogegen kein Hausmittel helfen wollte. Ein Arzt aus Altdorf wurde damals nur in Notfällen zugezogen. Es war aber bekannt, dass die dortigen Kapuzinerinnen ein Lebenselixier aus Heilpflanzen zusammenbrauten. Dieses bittere Tränklein beschaffte man für den kleinen Patienten, und siehe da – es half! Das vergass er nicht mehr, und die probate Medizin durfte in vorgerückten Jahren in seiner Hausapotheke nicht fehlen.

Ein weniger gutes Los war einem andern Verdingbuben namens Aschwanden beschieden, der zu gleicher Zeit in der Nähe wohnte und mit <sup>dem</sup> Michi oft Mitleid hatte. Dieser Emil, dem Andreas-Stamm angehörend, war als «Unehelicher» in Paris geboren worden. Nachdem seine Mutter ihn offenbar nicht bei sich behalten konnte und später in Frankreich heiratete, kam auch er an die Heimatgemeinde. Er hatte es wohl dort nicht gerade gut getroffen, und wahrscheinlich gab es anfänglich auch sprachliche Schwierigkeiten. Jedenfalls muss er sich nie heimisch gefühlt haben. Er verliess das Tal mit gut 20 Jahren, machte seinen Weg und verzichtete dann auf das Bürgerrecht von Isenthal.

## Freuden und Leiden in der Oberschule

Die Isenthaler hatten im letzten Jahrhundert Mühe, geeignete Lehrpersonen für die Oberschule anzustellen, sodass es alle paar Jahre zu einem Lehrerwechsel kam. Das Interesse an Schulbildung war sowieso gering und ebenso der Lohn. 1886 musste Pfarrhelfer Bissig auf Wunsch der Gemeinde die Oberschule übernehmen. 1890 erhielt eine Lehrschwester diese Aufgabe, und 1893 wurde der Pfarrer an diesen Posten gewählt, ~~ohne aber dafür ausgebildet zu sein.~~

Für Michi und seine Kameraden wehte nun in der 5. und 6. Klasse ein rauherer Wind als zuvor bei den Klosterfrauen. Das Schulzimmer befand sich im gelben Pfarrhof unterhalb der Pfarrwohnung, wo die leibliche Schwester des Geistlichen das Regiment führte. Die ärmeren Kinder bekamen bald zu spüren, dass es offenbar zweierlei Schüler gab. Der Lehrer schien die Kinder von hablicheren Bauern zu bevorzugen, die ihm hin und wieder etwas mitbrachten, sei es Käse, Butter, Fleisch oder Brennholz. Das war natürlich den Verdingbuben nicht möglich. Sie bekamen in der Folge ihre Plätze in den hinteren Bankreihen zugewiesen. Der kleingewachsene Michi passte aber trotzdem gut auf und war ein aufgeweckter, gelehriger Schüler,

besonders interessiert und begabt im Rechnen.

## Nachsitzen oder Tatzen

Natürlich wurde auch Unfug getrieben, was Nachsitzen oder Tatzen eintrug. Die Sündenböcke amüsierten sich aber jeweils köstlich, wenn die Pfarrköchin den Bruder zum Mittagessen rief. Zuerst tönte es sanft über die Treppe herunter: «Martineli, essen!» Nützte das nichts, tönte es schon torschier: «Martin, so komm endlich!» Wenn auch das nichts half, kam ein drohender Befehl: «Märtel, jetzt kommst du aber sofort!» Dann musste er wohl oder übel die nachsitzen den Bengel springen lassen, die sich ins Fäustchen lachten.

Einmal schmiedeten die Lausbuben ein ~~nein~~ Komplott, um dem Schulmeister das Tatzengeben auszutreiben. Sie behändigten dessen Stecken und liessen von einem Vater einen feinen Schnitt hineinsägen. Als der Pfarrherr das nächste Mal zum Schlag ausholte, brach der Stecken bei der Einschnittstelle ganz entzwei. Das lose Stück schnellte in die Höhe, traf ihn an der Stirne und verursachte eine blutende Wunde.

## Arrestlokal für ungehorsame Schulkinder

Ob die Sünder wohl im Arrestlokal büssen mussten, das 1891 vom Schulrat im alten Pfarrhof errichtet worden war, um ungehorsame Schulkinder einzusperren?

Allgemein herrschten im 19. Jahrhundert nicht die feinsten Sitten, denn schon 40 Jahre früher hatte laut Protokollbuch das Dorfgericht einschreiten müssen, da einige Buben sich in der Kirche unehrerbietig verhielten, schwatzten, lachten und sich stiessen. Aber auch ältere Kirchgänger wurden 1865 gerügt, weil sie während des Gottesdienstes ausserhalb der Kirche zu bleiben pflegten.

Ein Examenerlebnis blieb unserem Verdingbuben zeitlebens unvergesslich. Am festgesetzten Tag am Ende des Schuljahres tauchte jeweilen der kantonale Schulinspektor auf, um die Schüler abzufragen. Im Rechnen schrieb dieser einst eine schwierige Aufgabe an die Wandtafel, die zum Leidwesen des Pfarrers keiner seiner Lieblingsschüler, die zuerst drankamen, lösen konnte. Der Fünftklässler Michi hatte die Lösung schon längst im Kopf und lächelte verschmitzt. Das bemerkte der Inspektor

und machte den Lehrer darauf aufmerksam, welcher entgegnete: «Der kann es sowieso nicht!» Jener wurde aber trotzdem als Letzter noch nach vorn gerufen, und bald stand die richtige Ausrechnung an der Tafel. Der Schulinspektor zeigte sich sehr befriedigt und belohnte den guten Rechner mit einem Zweifränkler, zu jener Zeit ein schöner Batzen Geld! Der Pfarrer aber habe eine Rüge erhalten.

Zu erwähnen ist noch, dass früher nur die grösseren Knaben einen bescheidenen Turnunterricht erhielten. Als Turnlehrer amtete ein dafür geeigneter Dorfgenosse. Um 1880 übertrug der Schulrat zum Beispiel diese Stelle dem Wirt Michael Gasser. Geturnt wurde bei trockenem Wetter auf der Wiese unterhalb der Kirche.

### Neue Verdingstelle

In der 6. Klasse, als «Träppi-Michi» schon ein kräftiges Bürschchen geworden war, wurde von der Armenpflege wiederum ein Wechsel angeordnet. Er musste nun das bequem gelegene vordere Grosstal verlassen und kam zu Rats herr Josef Gisler, dem Besitzer des Bergheimwesens obere Gitschenen. Dort konnte er sich auf dem etwa 1600 Meter hoch gelegenen Hof nützlich machen und genoss im Sommer die gesunde Höhenluft als Geisshirt. Aus dieser Zeit stammt der folgende Lausbubenstreich:

Mit einem anderen Hüterbuben zusammen hatte Michi die Ziegen aufs Haldifeld zu treiben. Bei der Alp Unterbolgen machten die beiden einst «Versteckis». Als gutes Versteck diente auch ein dort abgestelltes Fässchen, und sie bemerkten zu spät, dass es Salz enthielt. Da dieses nun von ihren Schuhen beschmutzt worden war, trollten sie sich, nichts Gutes ahnend, davon. Sie rechneten sich dabei aus, dass gewiss noch eine Strafe folgen werde. Anderntags drückten sie sich vorsichtig um die Hütte herum. Doch der erboste Senn hatte ihnen abgepasst und verfolgte die Flüchtenden, ihnen dicht auf den Fersen bleibend. Der Kamerad konnte sich in Sicherheit bringen, und Michi versuchte sein Glück mit einem Haken bergabwärts. Als er auch damit den Verfolger nicht abschütteln konnte, legte er sich kurzerhand platt auf die Erde. Der Senn stolperte über das Hindernis und stürzte kopf voran zu Boden. Die Buben suchten das Weite und entgingen so der Strafe.

Vom Herbst 1894 bis zum Frühling 1895 hatte der Sechstklässler aber noch das letzte Schuljahr zu absolvieren. Das war eine strenge Zeit, denn der ganze Weg von Gitschenen hinunter ins Tal und dem Bach entlang ins Dorf musste zu Fuss zurückgelegt werden. Abwärts brauchten flinke Beine bei aperem Boden mindestens eineinhalb Stunden, heimwärts gar deren zwei. Wenn Schnee lag, erleichterten eine Art primitiver Fassdauben den Abstieg ins Grosstal, während das Schneestampfen bergauf viel Zeit und Kraft erforderte und drei bis vier Stunden in Anspruch nehmen konnte.

Der alte Gitschenerweg führte durchs «Stettli» über das Heimwesen Port und an den letzten noch stehenden Käsgaden vorbei bis zum Grosstalersträsschen. Von einem Haus zum andern wuchs die Zahl der Schüler, die dem Dörfli zustrebten, kräftig an. Im «Oberen Stettli»

gelangte Michi am Gadenhaus der «Römer» vorbei, wo Onkel Kari, ein Bruder seines Vaters, mit seiner Frau und acht Kindern als Kleinbauer und Tagelöhner ein kärgliches Dasein fristete. Mit diesen ungefähr gleichaltrigen Cousins und Cousinen, die später ebenfalls abwanderten, pflegte er stets guten Kontakt. Im «Unteren Stettli» stiessen noch «Kaspeler»- und «Ziner»-Aschwanden zur Schülerschar, und der «Träppi» war mit allen gut Freund. So mag der lange Schulweg recht kurzweilig gewesen sein, wenigstens bei gutem Wetter. War es aber kalt, nass oder stürmisch, waren die Kinder nicht zu beneiden. Herrschte sogar Lawinengefahr, konnten oder mussten sie die Schule überhaupt nicht besuchen.

Der Unterricht dauerte, im Anschluss an die Schulmesse in der Kirche, bis um 12.00 Uhr. Anschliessend bekamen die Kinder mit weitem Schulweg Suppe und Brot in der Suppenanstalt. Manchmal hatte Michi noch den Auftrag, im Laden Brot und Lebensmittel zu besorgen, die er zusammen mit dem «Schulthek» in einem Tragkorb heimbuckelte. Bei schlechten Witterungsverhältnissen durfte er allerdings die Last in der «Schwändi» bei der Kapelle St. Jakob, dem Talgut der Meistersfamilie, abgeben. Nach der abendlichen Rückkehr auf Gitschenen gab es noch Schulaufgaben zu erledigen. Die Ziegen wollten auch gefüttert werden, eine Arbeit, die bei gutem Wetter ebenfalls bereits morgens vor der Schule zu tun war.

### Schneereiche Winter

Die schneereichen Winter bedeuteten eine schwierige und gefährvolle Zeit für die Bergbauern. Auch Michi erlebte bedrohliche Lawenniedergänge auf bewohntes Gebiet. Zu Beginn des Jahres 1895 wurde einst eine mächtige Tanne zwischen Haus und Gaden der Familie Gisler geworfen, sodass sich die Bewohner am Morgen zuerst einen Weg zum Stall freischlagen mussten. Später, im Januar 1915, fiel dann auch der Gaden einer Lawine zum Opfer und im März 1945 überdies noch das Haus.

Eine ähnlich gefährliche Situation entstand ein weiteres Mal, als der Knabe in einem andern Zimmer ausruhen musste. Eines Nachts wurden er und der erwachsene Knecht durch ein mehrmaliges dumpfes Rumpeln aufgeschreckt. Bei Tag erst gewahrten sie, was passiert war. Man konnte das Gebäude nur noch durch das Fenster verlassen und gelangte direkt auf Meter hohen Schnee. Das Haus war von einer Lawine auf den Grundmauern verschoben worden und ragte talwärts vor. Doch wenigstens waren bei diesen Ereignissen keine Menschen zu Schaden gekommen!



*Im Grosstal, auf der Höhe von Stertenberg/Kleinwüldli.*

FEUILLETON



Dörfchen Isenthal.



# Jahre als Knechtlein

UW. Nach der 6. Klasse war damals die obligatorische Schulpflicht erfüllt, wenn man von der Repetierschule absieht, die während zweier Winter, allerdings nur an einem Vormittag pro Woche, anschloss. Im Übrigen galten die Schulentlassenen als willkommene Arbeitskräfte und wurden praktisch wie Erwachsene behandelt. Im heutigen dritten und letzten Beitrag aus dem Leben von Michael Aschwanden beschreibt Hedwig Kleiner-Aschwanden für die Leserinnen und Leser des «Urner Wochenblattes» die damaligen Chancen und Möglichkeiten eines jungen, schulentlassenen Bergbauernsohnes.

Einige Schulentlassene zogen schon ganz jung ins Unterland, andere verdingten sich als Knechte im Tal oder dienten im Sommer auf den Alpen sowie im Winter als Holzer und bekamen dafür einen bescheidenen Lohn. Michi blieb auf Gitschenen und liess sich vom Rats Herrn Gisler zum Hüten von mehreren Hundert Schafen anstellen. Als Entgelt für diese verantwortungsvolle Arbeit von Mitte März bis Mitte Oktober wurden 100 Franken vereinbart. Wie war der junge Hirte aber enttäuscht, als er im Herbst den Bescheid erhielt, die Armenpflege habe den ganzen Lohn beansprucht!

Die nächste Stelle fand «Träppi-Michi» im «Oberen Schluchen» beim damals noch ledigen Jost Aschwanden aus der entfernt verwandten Linie der «Wätzli-ger», wo er ein Jahr lang blieb. Anschliessend diente er einen Winter lang bei einem alleinstehenden Meister na-

mens Hans Imhof aus der Familie der «Hinkis», der ein etwas tiefer gelegenes Gütlein bewohnte. Das alte Haus wurde von einem breiten Dach geschützt und enthielt unten nebst Stube und Stübli eine Schreinerwerkstatt und im oberen Stock noch ein einzelnes Zimmer. Dem Knechtlein oblag die Sorge für die Ziegen wie auch alle in Haus und Stall anfallenden Arbeiten. Daneben musste beim Holzen geholfen werden, und in der Werkstatt gab es die verschiedensten Handreichungen zu verrichten. Diese ganz praktische Lebensschule sagte dem interessierten und geschickten Burschen sehr zu. Er konnte dabei manches lernen, was ihm später zustatten kam. Im nächsten Sommer hätte Michi am liebsten eine Stelle auf einer Alp angetreten, doch auf Verlangen des Pflergrates versah er nochmals den besser bezahlten Dienst auf Gitschenen, sah aber auch diesmal nichts vom abgemachten Lohn.

## 2 Franken Wochenlohn

Daraufhin kehrte er dem Grosstal den Rücken und wechselte für 2 Franken Wochenlohn zuhinterst ins Kleintal. Der neue Meister, Michael Gasser, stammte ursprünglich aus dem «Wyler». Er war verheiratet mit Maria Anna Aschwanden, verwitwete Zwyszig, einer weiteren «Portler»-Cousine von Michis Vater, welcher der «Untere Neien» im Grosstal gehörte. Als sie nach zehn Jahren Ehe starb, übernahm der Gatte, «Neien-Micheli» genannt, den «Steinberg» im Kleintal. Er lebte aber grösstenteils in Aldorf, wo zwei seiner Schwestern ansässig waren. Meistens erschien er am Freitag im Isental, brachte das zum Leben Nötige mit und verschwand am Sonntag wieder. So trug der jeweilige Knecht viel Verantwortung und genoss weitgehende Selbstständigkeit. Es bereitete dem «Träppi» auch keine Mühe, den Viehstand zu besorgen sowie für sich selbst zu kochen und alles in Ordnung zu halten. Nur im Winter war es bei Schnee mit grosser Mühsal verbunden, auf ungepfadeten Wegen ins Dörfli zu gelangen. Das wurde Michi und seinem Verhältnis zum Heimatort zum Verhängnis.

## Flucht aus dem Tal

Die 17- bis 18-jährigen Burschen hatten als zukünftige Rekruten die Pflicht, die militärische Vorschule zu besuchen, die während zweier Winter an Sonntagnachmittagen von 14.00 bis 16.00 Uhr stattfand und im Ganzen etwa 60 Stunden dauerte. In diesem Zusammenhang ist interessant zu erfahren, wer diesen Unterricht erteilte. Es waren sage und schreibe die Klosterfrauen! Das zeugt einerseits vom Ansehen, das diese bei der Bevölkerung genossen, hängt aber andererseits noch mehr damit zusammen, dass sie nur geringe Löhne beanspruchten. In der Gemeindeversammlung vom November 1891 wurde einmal beantragt, der Schulrat solle nach Möglichkeit eine männliche Lehrkraft anstellen. Im April 1892 wird aber beschlossen, den pädagogischen Vorunterricht wie bisher von den Lehrschwestern erteilen zu lassen.

Nachdem am Anfang des Jahres 1899 recht viel Schnee gefallen war, kam der

«Steinberg»-Knecht an einem Sonntagabend nach dem Kurs erst um 18.00 Uhr wieder zu Hause an, zu spät, um die Tiere wie gewohnt zu besorgen. Am Sonntag darauf, als immer noch Schnee lag, sah er sich deshalb ausser Stande, den Unterricht zu besuchen. Der Rekrutenschüler erhielt bald darauf eine Verwarnung der Schulbehörde samt der Drohung, man werde ihn das nächste Mal durch den Landjäger abholen lassen. Da bekam es der Jüngling mit der Angst zu tun, und er beschloss, das Tal zu verlassen und im Unterland sein Glück zu versuchen. Gesagt, getan! Als der Meister zufälligerweise schon am Donnerstag im Kleintal erschien, verlangte der Knecht den Lohn. Am darauffolgenden Sonntag begab er sich mit seinem Bündel zu Gemeinbeschreiber Johann Gasser, der wenig älter und ihm wohlgesinnt war. Er meldete sich ab, und dieser versprach, ihm den Heimatschein nachzuschicken, sobald er sich irgendwo niedergelassen habe. Nach dem Fuss-

marsch an die Isleten bestieg der «Deserteur» das 17.00-Uhr-Schiff nach Bauen, wo er fürs Erste bei der dort im «Tablat» verheirateten Tante Viktoria Unterschlupf fand. Von da aus wollte er seinen Bruder Franz aufsuchen, der dem Isental auch jung den Rücken gekehrt und in Küssnacht eine Stelle als Bauernknecht angetreten hatte.

## Wanderjahre

Der Besuch von Michael kam dem älteren Bruder gerade gelegen. Dieser trug sich nämlich mit dem Gedanken, nach Deutschland auszuwandern und sich dort als Melker, sogenannter «Schweizer», zu verdingen. Der jüngere «Träppi» konnte nun sein Nachfolger werden, blieb also weiterhin auf sich selbst gestellt. Dank seines sympathischen Wesens, seiner Anpassungsfähigkeit an die verschiedensten Lebenslagen und seiner guten Intelligenz fiel ihm dies nicht schwer. Eigentlich wäre es sein Wunsch gewesen, das Schmiedehandwerk zu erlernen, doch fehlten ihm die Mittel für das damals nötige Lehrgeld. So blieb er zwei Jahre lang an diesem ersten Arbeitsplatz, wo er 60 Stück Vieh für einen Wochenlohn von 2 Franken, nebst Kost und Logis, zu besorgen hatte. Auf dem nächsten Bauernbetrieb verbesserte er sich dann bereits auf 10 Franken wöchentlich.

Den militärischen Vorunterricht hatte er unterdessen in Küsnacht nachgeholt, bevor er in Chur vom 9. Juli bis 25. August 1902 die siebenwöchige Rekrutenschule absolvierte. Es war zu jener Zeit üblich, dass ein Knecht etwa alle zwei Jahre die Arbeitsstelle wechselte. Michael suchte sich gerne Betriebe aus, in denen etwas lief. Bei einem Viehhändler, bei dem er sogar fünf Jahre lang blieb, gelangte er zum Beispiel als Begleiter von Viehtransporten per Bahn bis nach Russland. Weitere interessante Stellen fand er bei einem Holzhändler und in Sägereien. Dazwischen fielen noch einige hundert Dienstage während dem Ersten Weltkrieg, wobei er weite Teile der Schweiz kennen lernte und auch zum Gefreiten befördert wurde.

3

## Zu dieser Serie

UW. In einer dreiteiligen Serie veröffentlichte das «Urner Wochenblatt» die Lebensgeschichte von Michael Aschwanden, einem Verdingbuben aus dem Isental. Hedwig Kleiner-Aschwanden, Meilen, hat einige Erlebnisse und Lebensumstände ihres Vaters aufgezeichnet. Die Fotoaufnahmen aus der Zeit um die Jahrhundertwende stammen vom Urner Fotografen Michael Aschwanden.

## Lebensstelle am Zürichsee

Als bald 40-Jähriger trat Michael Aschwanden 1921 seine Lebensstelle in einer chemischen Fabrik am Zürichsee an, die sogar in Geschäftsbeziehung stand zur Sprengstofffabrik an der Isleten. Seinem Heimatort Isenthal hielt «Träppi-Michi» die Treue bis ins hohe Alter. Gerne weilte er mit seiner Familie dort in den Ferien, hätte aber nie mehr für ganz zurückkehren mögen. Oft erzählte er von seiner Jugend, der er viele positive Seiten abgewinnen konnte. Doch auch die trüben Zeiten hatten seinem frohen Gemüt, seinem Witz und einer beneidenswerten Gelassenheit nicht schaden können, im Gegenteil!

Rückblickend darf man feststellen, dass Michi trotz seines Verdingbubenloses vom Glück begünstigt war. Den grössten

Teil seiner Kinder- und Jugendjahre verbrachte er bei wohlmeinenden Verwandten oder in kleineren Haushalten von Erwachsenen und musste auch nie Mangel leiden. Von ihrem Vater fanden die drei Söhne indessen keine Unterstützung. Dieser hatte sich 1889 ein zweites Mal verheiratet und war 1897 an den Folgen eines Unfalls gestorben. Die Brüder pflegten in späteren Jahren mehr oder weniger regelmässige Kontakte. Insbesondere «Träppi-Franz» kam zwischen den Weltkriegen öfters in die alte Heimat und besuchte, teilweise in Begleitung von Familienangehörigen, jeweilen auch Altdorf und das Isental, während Anton praktisch keine Beziehung zu seinem Bürgerort hatte, da er nie dort lebte. Allen drei ehemaligen Waisenbuben war es aber möglich, ihren Weg durchs Leben zu finden, nicht zuletzt dank der in der Kindheit erfahrenen Fürsorge durch die Heimatgemeinde.